

Schriften des Landtages Brandenburg Heft 2/2017

Woche der Brüderlichkeit im Land Brandenburg 2017

6. März 2017

L A N D T A G
B R A N D E N B U R G





Svetlana Kundish, Kantorenstudentin am Abraham Geiger Kolleg Potsdam, und Patrick Farrell, Akkordeon, gestalteten den musikalischen Teil des Abends.

Inhalt

05

Psalmgebet

**Rabbiner Daniel
Naftoli Surovtsev**

Rabbiner der
Jüdischen Gemeinde
Stadt Potsdam

07

Grußwort

Britta Stark

Präsidentin des Land-
tages Brandenburg

11

Grußwort

Tobias Barniske

Vorsitzender der
Gesellschaft für
Christlich-Jüdische
Zusammenarbeit
Potsdam

15

Festansprache

**Prof. Dr. Kathy
Ehrensperger**

Forschungsprofesso-
rin zum „Neuen
Testament im
jüdischen Kontext“
am Institut für
Jüdische Theologie
der Universität
Potsdam

Psalmgebet

Rabbiner Daniel Naftoli Surovtsev



Rabbiner Daniel Naftoli Surovtsev

Es freut mich sehr, heute Abend mit Ihnen allen hier sein zu dürfen. Ich möchte nur ein paar Worte sagen über das Psalmgebet, das ich gleich sprechen werde. Ich habe dafür zwei Psalme ausgewählt. Diese sind sehr passend zum heutigen Anlass. Im ersten Psalm (133) geht es um die Brüderlichkeit und

im zweiten Psalm (134) geht es um unsere anerkennende Macht des Schöpfers – gelobt sei er. Nur durch diese Anerkennung können wir nämlich einander näherkommen, einander hören und zuhören, einander respektieren, weil jeder von uns einen kleinen Teil des Schöpfers in sich hat.

פרק קלג

שִׁיר הַמַּעֲלוֹת לְדָוִד הִנֵּה מִהֲטוֹב וּמִהֲנָעִים וּמִהֲנָעִים שָׁבַת אֲחִים
גַּם יַחַד: כִּשְׁמֹן הַטּוֹב | עַל־הָרֹאשׁ יֵרֵד עַל־תְּהוֹמוֹתָיו וְקוֹן אֶהְרֹן שִׁירָד
עַל־פִּי מְדוּחָיו: כְּמַלְחָמֹן שִׁירָד עַל־הַרְרֵי צִיּוֹן כִּי שָׁם | צִוָּה יְהוָה
אֶת־הַבְּרָכָה חַיִּים עַד־הָעוֹלָם:

פרק קלד

שִׁיר הַמַּעֲלוֹת הִנֵּה | בְּרַכּוּ אֶת־יְהוָה כָּל־עַבְדֵי יְהוָה הַעֹמְדִים
בְּבֵית־יְהוָה בְּלֵילוֹת: שְׁאוּ־יְדַכֶּם קֹדֶשׁ וּבְרַכּוּ אֶת־יְהוָה: יְבָרַכְךָ יְהוָה
מִצִּיּוֹן עֲשֵׂה שָׁמַיִם וָאָרֶץ:

Da der Psalm 133 besonders für diesen Anlass passt, werde ich einen Teil dieses Psalms auch auf Deutsch sagen. „Sehr fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen. Es ist wie der Tau, der von Hermon herabfällt auf die Berge Zions. Denn dort verheißt der Herr den Segen und Leben bis in Ewigkeit.“

Vollständige Übertragung ins Deutsche:

Psalm 133

1. Ein Wallfahrtslied. Von David. Sieh, wie gut und schön ist es, wenn Brüder beieinander wohnen. 2. Wie das

köstliche Öl auf dem Haupt, das herabrinnt in den Bart, in den Bart Aarons, der herabwallt auf dem Saum seiner Gewänder. 3. Wie der Tau des Hermon, der herabfällt auf die Berge Zions. Denn dort gewährt der Herr den Segen, Leben bis in Ewigkeit.

Psalm 134

1. Ein Wallfahrtslied. Wohlan, preist den Herrn, all ihr Diener des Herrn, die ihr steht im Haus des Herrn in den Nächten. 2. Erhebt eure Hände zum Heiligtum und preist den Herrn. 3. Es segne dich von Zion her der Herr, der Himmel und Erde gemacht hat.

Grußwort

Britta Stark

Präsidentin des
Landtages Brandenburg

Sehr geehrter Herr Rabbiner Surovtsev,
sehr geehrter Herr Barniske,
sehr geehrte Frau Professor Ehrensperger,
sehr geehrte jüdische Mitbürgerinnen und Mitbürger,
sehr geehrte Damen und Herren,

Ich freue mich, Sie zur Eröffnung der Brandenburger Woche der Brüderlichkeit zu begrüßen. Ein herzliches Willkommen geht an die Vertreterinnen und Vertreter der jüdischen Gemeinden. Schön, dass Sie heute gekommen sind. Vielen Dank an Svetlana Kundish und Patrick Farrell für die wunderbare musikalische Einstimmung. Sehr gefreut habe ich mich, dass Rabbiner Daniel Naftoli Surovtsev das Psalmgebet für uns gesprochen hat.

Herzlich bedanken möchte ich mich bei der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Potsdam stellvertretend für die Christlich-Jüdischen Gesellschaften in Deutschland: Besonders Ihnen, Herr Barniske, und Ihren Mitstreitern: Danke für Ihr großes Engagement!

Schon seit 1949 halten die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit das Gespräch zwischen



Britta Stark

Christen und Juden lebendig und schaffen Raum für Begegnungen und zum Austausch – nicht nur während der Woche der Brüderlichkeit, sondern das ganze Jahr über.

Die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit haben viel dazu beigetragen, eine Atmosphäre von Aufmerksamkeit, Vertrauen, und Verständigung in unserem Land zu schaffen.

Aufmerksamkeit, Vertrauen und Verständigung in unserer offenen und freiheitlichen Gesellschaft brauchen wir gerade jetzt mehr denn je. Als ich vor einem Jahr an dieser Stelle stand, habe ich über die Freude und die Dankbarkeit darüber, dass Juden wieder mit uns leben wollen in Deutschland, gesprochen. Wir feiern Chanukka und Weihnachten zusammen in Potsdam, Pessach und Ostern. Wir erfreuen uns an unseren Gemeinsamkeiten und wertschätzen die Unterschiede, die uns nicht trennen. Aber neben der Freude steht immer mehr die Verantwortung, dafür zu sorgen, dass Juden Brandenburg und

Deutschland auch in Zukunft als ihre Heimat ansehen, als einen Ort, an dem sie willkommen sind und sicher.

Es ist unerträglich, wenn es wieder Orte in Deutschland gibt, an denen sich Juden nicht sicher fühlen, wenn Rechtspopulisten versuchen, neonazistisches Gedankengut wieder salonfähig zu machen. Die Erinnerung an die Shoa ist und bleibt Teil unserer politischen Kultur in Deutschland. Deshalb müssen wir klarmachen, dass für Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit in unserem Land kein Platz ist. Wir wollen in einer

„Die Erinnerung an die Shoa ist und bleibt Teil unserer politischen Kultur in Deutschland. Deshalb müssen wir klarmachen, dass für Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit in unserem Land kein Platz ist.“

freien, demokratischen und weltoffenen Gesellschaft leben – in einer starken Gemeinschaft, in der Menschlichkeit zählt und wo alle sicher leben können. Diese Gemeinschaft gilt es zu schützen. Dazu

gehört, dass wir zusammenstehen und gemeinsam eintreten für Religionsfreiheit und religiöse Pluralität.

Religion ist eine wichtige Ressource für eine moderne Gesellschaft. Da geht es um Vertrauen und Gnade, um Mut und spirituelle Freiheit. Ich bin überzeugt, dass spirituelle und religiöse Freiheit auch politische Freiheit braucht und eine lebendige Demokratie, die niemals fertig ist, sondern immer im Werden. So wie wir Menschen. Wir lernen unser ganzes Leben lang. Wir können dankbar sein, dass wir diese wunderbare Fähigkeit besitzen. Wir können lernen, das Leben zu verstehen und uns selbst. Wir können lernen zu glauben und im Vertrauen auf Gott das eigene Leben zu gestalten und das Leben der Gemeinschaft.

„Nun gehe hin und lerne“ – das Motto der christlich-jüdischen Gespräche in diesem Jahr macht Mut zu neuen Entwicklungen und auch dazu, die lebendige Beziehung zum Judentum weiterzuentwickeln. Diese Beziehung ist etwas, das gehört zum christlichen Glauben, der ohne diese Verbindung seinen Ursprung verliert. Denn unsere jüdischen Geschwister haben das Selbstverständnis von Christen schon immer mitgeprägt. „Nun gehe hin und lerne“ – das verstehe ich auch als eine Einladung, die jüdischen Wurzeln des christlichen Glaubens wieder neu zu entdecken.

Daher freue ich mich, dass die Buber-Rosenzweig-Medaille, die der Dachverband der deutschen Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit verleiht, in diesem Jahr an die Konferenz Landeskirchlicher Arbeitskreise Christen

und Juden (KLAK) geht. Die Konferenz hat den christlich-jüdischen Gesprächen wichtige Denkanstöße gegeben – so wie Prof. Jürgen Ebach in seinem Vortrag zur Schriftauslegung im Angesicht des Judentums auf der Delegiertenversammlung 2017. Seine Argumente haben mich tief beeindruckt: Das Neue Testament, sagt Jürgen Ebach, sei gar nicht zuerst an Christen gerichtet, denn schließlich stammte der Begriff Christen erst aus dem 2. Jahrhundert. Auch im Neuen Testament gehe es um innerjüdische Diskurse und es sei gar nicht zu verstehen ohne das Alte Testament. Wobei die christliche Lesart des Alten Testaments eben nur eine Möglichkeit ist – eine, die nicht gegen jüdisches Verständnis gerichtet ist, sondern einen Textraum, Lebensraum, Handlungsraum

darstellt, in dem sich das Neue entfalten kann. Prof. Ebachs Gedanken sind für mich bewegend und inspirierend, seine Schlussfolgerung so einfach wie von großer Tragweite: Die Schriften der Hebräischen Bibel sind die Heilige Schrift von Juden und Christen. Textraum, Lebensraum, Handlungsraum für das Neue. Was für eine großartige Perspektive tut sich da auf. Und dieses Neue können wir im Gespräch zwischen Juden und Christen immer wieder entdecken. Weil wir lernen können – miteinander und voneinander. Das bereichert uns und führt uns näher zusammen, auch indem wir der Unterschiedlichkeit des anderen liebevoll und mit Wertschätzung begegnen. Das wünsche ich mir sehr. Shalom!

Grußwort

Tobias Barniske

Vorsitzender der Gesellschaft für
Christlich-Jüdische Zusammenarbeit
Potsdam



Tobias Barniske

Sehr geehrte Frau Landtagspräsidentin Stark,
sehr geehrte Frau Staatssekretärin Gutheil,
sehr geehrte Abgeordnete des Landtages Brandenburg,
sehr geehrte Mitglieder und Freunde der GCJZ Potsdam und Berlin
und meine sehr verehrten Damen und Herren,

herzlich willkommen zur Eröffnung der Woche der Brüderlichkeit im Land Brandenburg!

Es freut mich, dass wir auch dieses Jahr in Potsdam die Woche der Brüderlichkeit begehen können. Möglich wird dies durch die Unterstützung der Präsidentin des Landtages Brandenburg – verehrte Frau Stark, herzlichen Dank dafür. Unser Dank gilt auch dem Team des Landtages – liebe Frau Rüppel, liebe Frau Hoffmann, lieber Herr Heger – für die vertrauensvolle Zusammenarbeit bei der Vorbereitung dieser Veranstaltung. Ein besonderer Dank gilt auch ihrem Hause, verehrte Frau Gutheil, dass die Veranstaltungen der Woche der Brüderlichkeit wieder finanziell unterstützt.

Ein herzliches Willkommen richte ich an Svetlana Kundish und Patrick

Farrell, die uns musikalisch durch diesen Abend begleiten werden. Das Leitthema der Woche der Brüderlichkeit für das Jahr 2017 lautet: „Nun gehe hin und lerne“. Für mich ist es in seiner Offenheit und in seiner Aufforderung zum Handeln ein Leitmotiv für das interreligiöse Gespräch und ein roter Faden für die Geschichte der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit. Dabei waren die Hürden zum Beginn des christlich-jüdischen Dialogs 1948/1949 sehr hoch. Nach dem Holocaust musste sich erst eine Basis des Vertrauens entwickeln. Grundlegend dafür war und ist die Einsicht in die Mitschuld der Christen am Holocaust und das Annehmen der Verantwortung, die daraus erwächst – „gehe hin und lerne aus der Geschichte“. Der Prozess der Auseinandersetzung mit der NS-Geschichte in den Kirchen und in unserer Gesellschaft hat Jahrzehnte gebraucht, und er ist nicht abgeschlossen. Und dass in der Aufarbeitung der nationalsozialistischen Judenverfolgung auch weiterhin viel zu leisten ist,

„Der Prozess der Auseinandersetzung mit der NS-Geschichte in den Kirchen und in unserer Gesellschaft hat Jahrzehnte gebraucht, und er ist nicht abgeschlossen.“

gerade auf lokaler Ebene, zeigen beispielhaft Projekte der jüngeren Zeit, wie die Aktivitäten des Sally-Bein-Gymnasiums in Beelitz, das Gedenkbuch für die Juden der Stadt Werder und Umgebung oder die Nachforschungen zu den Schicksalen der Potsdamer Juden, deren Namen bei den Gedenkveranstaltungen zum 9. November 1938 verlesen werden.

„Nun gehe hin und lerne – in der Begegnung“. Als in den 90er-Jahren Juden aus dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland und auch in unser Bundesland, auch nach Potsdam kamen, war dies der Anstoß für eine neue Phase des Begegnens, des Kennenlernens zwischen Christen und Juden. Es war auch der Impuls für die Gründung unserer Gesellschaft im Jahr 1993. Seitdem ist in gemeinsamen Veranstaltungen – beim jüdisch-christlichen Gespräch im Kloster Alexanderdorf, bei unseren Exkursionen in das Jüdische

Museum Berlin oder nach Sachsenhausen, um nur wenige zu nennen – ein gegenseitiges Verstehen und Vertrauen gewachsen, wurden Vorurteile und Missverständnisse ausgeräumt. Immer wieder machen wir dabei die Erfahrung, dass Juden und Christen – Gott sei Dank – noch viel voneinander lernen können.

Auch das akademische Umfeld an der Universität Potsdam sorgt dafür, dass der Dialog zwischen Juden und Christen in Potsdam, im Land Brandenburg immer wieder neue Impulse erhält – gehe hin und lerne. Wir erhoffen uns insbesondere weitere Anregungen vom neuen interdisziplinären Zentrum „Forum Religion im Kontext“, das in diesem Jahr an der Universität errichtet wird. Es ist uns daher eine besondere Freude, dass Frau Prof. Ehrensperger die Festrede hält. Frau Prof. Ehrensperger wird die Arbeit des Forums koordinieren und ist zudem Research Professor for New Testament in Jewish Perspective – eine für den Dialog von Christen und Juden sehr spannende Forschungsperspektive. Wir freuen uns sehr auf Ihre Ausführungen. Gespannt blicken wir auch den Kurzvorstellungen der Sonntagsschule der Jüdischen Gemeinde Potsdam (die Gruppen Netzer und Körnchen) und des Begegnungscafés Babelsberg entgegen. Die Gruppen setzen das Lernen – im Erwerb der eigenen Tradition wie in der Begegnung mit der Kultur und Religion der neuen und alten Potsdamer – ganz unmittelbar um.

Wir verstehen die Auswahl der Gruppen aber auch als ein Statement an all jene, die in politisch und gesellschaftlich schwierigen Zeiten bewusst Konflikte schüren und die Bevölkerung spalten

wollen. Diesen Bestrebungen setzen wir „Nun gehe hin und lerne“ entgegen – die Ermunterung, sich dem Mitmenschen, dem Flüchtling, dem Andersglaubenden und Andersdenkenden zuzuwenden, im direkten Umgang mit ihm Neues zu erlernen und gemeinsam in der Erkenntnis zu wachsen.

Also: Unterstützen Sie die Arbeit der Gruppen, besuchen Sie ihre Veran-

staltungen. Oder, wenn Sie Hebräisch können, wären die Angebote des neuen Potsdamer Lehrhauses vielleicht etwas für Sie. Kommen Sie am 9. März 2017 um 15 Uhr ins Filmmuseum Potsdam und sehen Sie „Rabbi Wolff“, einen Dokumentarfilm über eine besondere Persönlichkeit. In jedem Fall: Gehen Sie hin und lernen Sie! Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!

Festansprache

Kathy Ehrensperger

Research Professor New Testament
in Jewish Perspective, Abraham
Geiger Kolleg, Universität Potsdam

Sehr geehrte im christlich-jüdischen Gespräch Engagierte, sehr geehrte Lerngemeinschaft!

Was soll er denn da lernen – und wo und wie – der junge Mann, den Hillel da hinausschickt? Ja, natürlich, Thora soll er lernen, sicher auch die Texte studieren und verstehen lernen, das auch. „Was Dir verhasst ist, tue deinem Nebenmenschen nicht an. Das ist die ganze Thora. Nun gehe hin und lerne.“ (Hillel, Babylonischer Talmud, Shabbat 31a). Zu lernen, andere nicht zu verletzen, kann ja nur im Gegenüber und in Beziehung zu und mit anderen geschehen, auf dem Weg mit anderen, dem Lebensweg, im Alltag. In der Alltäglichkeit, nicht im Außergewöhnlichen, gilt es zu lernen. Von allem Anfang an. Nicht nur der junge Mann, den Hillel herausfordert mit seiner Frage und den Hillel herausfordert mit seiner Antwort und ihn Thora lehrt, während er auf einem Bein steht: Lernende sind wir alle!

Nur dass es manchmal vergessen wird, dass wir das sind und bleiben: Herausgeforderte. Und dass das Gehen, Aufbrechen, Hinausgehen, das Aus- und über uns Hinausgehen wesentlich ist seit allem Anfang. Hinausgeworfen und da-



Kathy Ehrensperger

mit herausgefordert zu sein, ist der Anfang unseres Lebens überhaupt. Herausgefordert in die Existenz sind wir. Hannah Arendt sieht darin das grundlegende Menschliche – dass wir Geborene sind; Geburtlichkeit, Natalität nennt sie das. Als Geborene sind wir herausgefordert aufzubrechen – leben zu lernen, immer neu, Leben zu entdecken im Selbst-über-uns-hinausgehen. So wird er angemahnt, herausgefordert, der junge Mann von Hillel, zu gehen, nicht stehen zu bleiben – ob auf einem oder zwei Beinen –, nicht zu warten, bis jemand die Fragen, die das Leben stellt, für ihn beantwortet. Geh selbst!

Die Grundlage ist eigentlich einfach. Alles Weitere ist ein Lernweg, der selbst und in eigener Verantwortung unter die Füße genommen werden muss. Geborene sind wir immer schon, hineingeboren und herausgefordert in Leben, das vor uns war, mit uns ist, zusammen mit anderen. Leben ist nur im Netzwerk der Verbundenheit möglich. Als soziale Frühgeburt sind wir überlebensfähig nur

im Mitsein mit anderen. Unterschieden von, aber immer bezogen auf andere. So sind wir Leben-Lernende: unterwegs, suchend nach Sinn, nach Orientierung, in verwirrenden Zeiten.

In verwirrenden Zeiten kann Klarheit in Eindeutigkeit und Sicherheit gesucht werden. Die Herausforderung „Gehe hin und lerne“ spricht nicht die Sprache der Eindeutigkeit; das ist die Sprache des Wagnisses und des Suchens. Lernen erfordert das Wagnis, aus sich herauszutreten, offen zu sein für das, was auf einen zukommt, offen die wahr- und aufzunehmen, die da auch unterwegs sind, aufgebrochen auf ihrem eigenen Lernweg. Offenheit bedeutet, das Wagnis der Verletzlichkeit und Veränderung einzugehen, in Bewegung zu bleiben, bereit, sich überraschen zu lassen, zu staunen, zu fragen. Selbst sind sie zu tun, diese Schritte, von jedem und jeder von uns, aber nicht alleine.

Lerngemeinschaften sind sie, unsere Traditionen, die jüdische und die christliche. Wandernde sind wir auf den Spuren auch derer, die vor uns waren, mit denen, die mit uns sind, im Bewusstsein derer, die nach uns kommen werden.

Beiden Traditionen – der jüdischen und der christlichen – ist die Herausforderung des Lernens inhärent. Der jüdischen schon immer: „Geh“ (Lech lecha, Gen. 12. 1) – so wird Abraham aufgefordert vom Ewigen, brich auf aus dem Bekannten, hinaus in das, was du nicht kennst. Was heißt das denn anderes als das Wagnis der Offenheit für das, was noch nicht ist, nicht bekannt ist, einzugehen? Das Wagnis und die Herausforderung des Lernens einzugehen? Und

bei Moses heißt es: „Diese, meine Worte, sollt ihr auf euer Herz und auf eure Seele schreiben ... Ihr sollt sie euren Söhnen (Kindern) lehren, indem ihr von ihnen redet, wenn ihr zu Hause sitzt und

„Beiden Traditionen – der jüdischen und der christlichen – ist die Herausforderung des Lernens inhärent.“

wenn ihr auf der Straße geht, wenn ihr euch schlafen legt und wenn ihr aufsteht“ (Dtn. 11.18–19). Und das Fragen der Kinder wird so ernst genommen, wie wir es heute aus jeder psychologischen Pädagogik kennen („Wenn dich morgen dein Sohn fragt ... dann sollst du deinem Sohn antworten“, Dtn. 6.20–21).

Bemerkenswert ist, dass in dieser biblischen Tradition alle, das ganze Volk – Männer, Frauen und Kinder –, als Lerngemeinschaft miteinander verbunden sind. Das ist kein elitäres Bildungsideal für einige wenige Auserwählte, die es sich leisten können, von der Arbeit anderer zu leben und damit Muße (schola) zu haben, um zu lernen. Alle hier sind Teil der Lerngemeinschaft. Alle sind herausgefordert zu lernen, den Weisungen des Ewigen entsprechend zu leben.

Und da sind denn auch die Mütter – nicht nur die Väter – aktiver Teil der Lehr- und Lerngemeinschaft. So mahnt der Weise „Höre, mein Sohn, auf die

Mahnung des Vaters und die Lehre deiner Mutter verwirf nicht“ (Spr. 1.8). Und im selben Buch der Sprüche ist es denn die Mutter, die den König lehrt (Spr. 30.1). Nicht nur Männer sind gerufen, zu lehren und zu lernen, Frauen ebenso und somit Teil zu sein der Lehr- und Lernkette – von alters her.

Diese hohe jüdische Wertschätzung, ja Pflicht, zu lernen, findet sich auch in Schriften aus der Zeit des Zweiten Tempels. Philo und Josephus zeichnen ein Bild von ihrem Volk in der Sprache und den Kategorien ihrer Zeit als ein Volk von Philosophinnen und Philosophen. Wieder ist bemerkenswert, dass sie beide darlegen, dass alle – Männer, Frauen und Kinder – wöchentlich am Shabbat in ihren Versammlungen die Traditionen ihrer Väter und Mütter lernen. Philo schreibt, dass an jedem siebten Tag sich Tausende von Angehörigen seines Volkes in Synagogen versammeln und während des ganzen Tages dort gemeinsam die Schriften lernen (Philo, Spec. Leg. 2.61–62; Josephus, Ag. Ap. 2.171–175).

Die biblischen Texte und Philo und Josephus mögen ein Idealbild zeichnen, das im Detail des Alltags möglicherweise nicht immer so leuchtend gewesen war, aber: Dass Synagogen im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung Orte des Lernens waren und eine tief verwurzelte Tradition des Lernens im Judentum bestand, kann nicht bezweifelt werden.

Dieses Ideal wirkte auch wesentlich auf die entstehende Christus-Bewegung ein. Diese Bewegung, die durch die jüdische Weltsicht und den jüdischen Ethos geprägt war, war selbstverständlich eine Lerngemeinschaft.

Mit der Überzeugung, dass messianische Veränderungen begonnen hatten, erachteten messianisch bewegte Jüdinnen und Juden es nun an der Zeit, dass da nun auch Menschen aus den Völkern, Nicht-Juden – Goyim –, hinzukamen, um den Einen Gott Israels anzuerkennen als den ihren König der Welt. Sie, diese Christus-Bewegten aus den Völkern, mussten aber erst einmal grundlegend lernen, was es heißt, ein Leben, den Alltag zu leben in Beziehung zum Ewigen Israels. Wo und mit wem hätten sie denn lernen können, wenn nicht von und mit dem jüdischen Volk, mit Israel. Mit und von ihnen und ihren Schriften, Traditionen und Bräuchen nur konnten sie lernen! Wie denn sonst? Nur in Synagogen konnten sie mitlernen. Nur dort konnten sie diese Traditionen kennen- und verstehen lernen. Für diese frühen messianisch bewegten Christus-Nachfolgerinnen und -Nachfolger war es entscheidend, dass sie blieben, was sie waren: Menschen aus den Völkern, Goyim. Und als solche sind sie bleibend mit dem jüdischen Volk verbunden und auf Israel bezogen. Es kann kein Selbstverständnis der Christus-Bewegten aus den Völkern geben ohne den Bezug zum jüdischen Volk.

Deshalb schreibt Paulus: „Denn alles, was zuvor geschrieben ist, ist zu unserer Belehrung geschrieben, damit wir durch das Ausharren und durch die Ermunterung der Schriften die Hoffnung haben“ (Röm. 15.4).

Damit ist nicht gesagt, dass es „nur“ zu unserer Belehrung geschrieben wurde, und dass es von jetzt an nur noch „für uns“ gilt, was da geschrieben steht. Es wurde auch zur Belehrung derer aus

den nicht-jüdischen Völkern geschrieben, die nun auch den einen Gott verehren. Dass das ein Lernprozess ist, ein lebenslanger, ist offensichtlich.

Paulus fordert diese Menschen aus den Völkern verschiedentlich heraus, weiter zu lernen, offen durch eigenes Suchen auch zu lernen, was Leben in Beziehung zu diesem Gott im Alltag denn heißt.

„Prüft alles, das Gute behaltet“ – so schreibt er am Ende des 1. Thesalonicherbriefes (5.21). Und die Orientierung, was das heißt, kann ja von nirgendwo anders als von der Thora herkommen. Wo Paulus konkreter ausführt, was das heißen kann, verweist er denn auch eindeutig auf die Thora – nicht gerade in der Kürze Hillels, aber auch nicht viel ausführlicher –, wie z. B. im Römerbrief: „Wer den anderen liebt, tut dem Nächsten nichts Böses. Also ist die Liebe die Erfüllung der Thora“ (Röm. 13.10).

Das waren die Anfänge: Es wurden Lernwege gegangen – gemeinsame –, wenn auch durchaus in der Differenz von Juden und Nicht-Juden, durchaus suchend, fragend. Sie waren polyversal, die Lernwege, die sie herausgefordert waren zu gehen. Nicht nur in Harmonie, sondern auch in der Herausforderung eines ringenden, suchenden Sich-Auseinandersetzens.

Doch die Lernwege, die gemeinsamen, wurden schwierig. Die Gründe sind vielfältig – nicht zuletzt und sogar wesentlich auch politisch. Unter den Bedingungen römischer Herrschaft und Jurisdiktion waren die Differenzen nicht nur interne – sie wurden von außen definiert und klassifiziert.

Später – mit der zunehmenden Verschmelzung des Christentums mit dem römischen Imperium – glaubten sie es nun besser zu wissen, ihn zu kennen, den Weg, den richtigen, die Wahrheit, die ausschließliche, die absolute. Die Bewegung war zum Christentum geworden, zum Staats-Christentum im 4. Jahrhundert, und hatte damit die Macht erlangt, Antworten zu setzen, vorzuschreiben – unhinterfragbare. Damit hatte das Christentum die Macht erlangt, absolute Antworten durchzusetzen – kompromisslos.

Für diejenigen, die sie nicht teilten, diese Antworten, war da kein Raum mehr oder nur ein sehr enger, wie ihn Augustinus den Juden noch zuteilwerden ließ in seiner Stadt Gottes. Als abschreckendes Beispiel waren sie noch dienlich – das war der Raum, der enge, der für diese anderen, die anders zu sein und zu bleiben beanspruchten, belassen wurde. Für eine gewisse Zeit zumindest.

Häretiker waren die einen, Ungläubige die anderen. Der Irrglaube aber lag nicht bei den Häretikern oder den Ungläubigen, sondern in der Antwort, der einen Antwort, die für alle universal zu gelten hatte. Der Irrglaube lag darin, dass das triumphierende Christentum meinte zu wissen – besser, mehr, abschließend, die Wahrheit, für alle und jeden. Sie störten die anderen, die weiter lernten, auf ihren spezifischen Wegen. Sie forderten diejenigen heraus, die diese Antwort nicht teilen konnten und wollten: die weiter fragten auf ihrem Weg, auf ihre Weise, und nicht beanspruchten, abschließend zu wissen, die aufbrachen zu neuen Fragen, immer wieder von Neuem, die ihre Traditionen aufschrieben als Geschichten

„Der Irrglaube lag darin, dass das triumphierende Christentum meinte zu wissen – besser, mehr, abschließend, die Wahrheit, für alle und jeden.“

von Fragen und Antworten, die zu neuen Fragen führten. Die störten, weil sie den triumphalistischen Universalismus-Anspruch des Christentums infrage stellten mit ihren Fragen.

Lernen ist beiden Traditionen inhärent – aber sie sind verschiedene Wege gegangen. Nicht, dass die Bewegung, die zum Christentum wurde, nicht auch weiter gefragt, weiter gesucht und weiter gelernt hat. Aber sie ging von Antworten aus, die einmal festgesetzt wurden in Bekenntnissen, von denen beansprucht wurde, dass sie universale Gültigkeit hätten. Konzile und Machthaber schrieben sie fest – die Grundlage und auch deren Deutung in der Folge. Dem Suchweg des Lernens wurde eine absolute, universalisierte Grenze gesetzt. Wobei das Problem meiner Meinung nach nicht so sehr die Selbstvergewisserung nach innen war, die sich in diesen Setzungen zum Teil auch ausdrückte, sondern dass dieser Ausgangspunkt und dessen Deutung universal und triumphalistisch für alle Menschen geltend angemaß und weitgehend durchgesetzt wurde

als der einzig mögliche, absolute, alle anderen übertreffende.

Die eigene Selbstvergewisserung baute auf der Herabwürdigung der anderen auf. Und die anderen, das waren exemplarisch weitestgehend die Juden. Der Weg, die Wahrheit, das Leben der anderen wurde herabgewürdigt als das, was man übertroffen, was man hinter sich gelassen hat. Damit wurde postuliert, dass von den anderen nichts gelernt werden konnte. Der christliche Weg als der allen anderen überlegene verschloss sich im eigenen.

Wir kennen die Geschichte – die der Überlegenheitsansprüche und die der endgültigen Antworten.

Erstaunlicherweise ist das trotz allem nicht die ganze Geschichte der herausfordernden Lernwege zwischen Juden und Christen. Erstaunlicherweise wurde fragmentarisch weitergesponnen an Fäden des Gesprächs – des Lerngesprächs und der Lernbegegnung.

Um nur exemplarisch hier ein Beispiel aufzugreifen: Im Vorfeld der Reformation, in der Zeit des frühen Humanismus, als unter christlichen Gelehrten der Ruf zurück zu den Ursprünge – das heißt zu den Ursprachen – laut wurde: Wo konnten sie denn Hebräisch lernen? Doch nur da, wo Hebräisch gelebt und gepflegt wurde, ungebrochen, von jüdischen Lehrern. Die Motive derer, die lernen wollten – die christlichen Humanisten –, mochten neben dem Lernen der Sprache durchaus den Wunsch einschließen, mehr und besser ausgerüstet zu sein, um Juden zum Übertritt zu bewegen.

So wurde auch der Druck hebräischer Schriften in Basel – der ersten

Stadt nördlich der Alpen, in der hebräische Texte gedruckt wurden – gerechtfertigt. Aber die nahe Begegnung, die das Lernen und Lehren der Sprache bedingte, war keine Einbahnstraße. Einige der jüdischen Lehrer ließen sich taufen – ja. Nehmen wir einmal an, unter dem Eindruck der sie überzeugenden Argumente ihrer christlichen Schüler. Und obschon eine Bewegung in umgekehrter Richtung unter den Umständen der Zeit unvorstellbar war, ist doch wohl anzunehmen, dass auch die Fragen, die eben auch durch die jüdischen Lehrer an ihre christlichen Schüler gerichtet waren, die Herausforderungen wirklichen Fragens, nicht ohne Wirkung geblieben sein können. Wie die Erforschung der Auswirkungen des imperialen Kolonialismus aufweist, beruhen die Interaktionen zwischen Kolonialherren und Kolonisierten auf gegenseitiger Einflussnahme, das heißt, die Kolonisierten sind durchaus auch Handelnde und Einfluss Bewirkende in diesen machtpolitisch einseitigen Herrschaftsverhältnissen.

Wenn diese Einsichten postkolonialer Forschung auf die Betrachtung der Beziehung jüdischer Lehrer zu ihren christlichen Schülern angewandt werden, dann wird deutlich, dass es doch wohl sehr wahrscheinlich ist, dass die jüdischen Lehrer Einfluss hatten auf ihre christlichen Schüler über die reine Übersetzungsarbeit hinaus. Es ist vorstellbar, dass nicht nur der Zugang zu den Texten einen erweiterten Verstehenshorizont eröffnete, sondern dass sich aus dem eben nicht-christlichen Zugang zu diesen Texten doch wohl auch Fragen an das christliche Selbstverständnis stellten.

Das Lernen von und mit anderen – das heißt jene andere, die diese Texte auch als grundlegend für ihre Suche nach dem Sinn, ihren Werten, ihrem Lebensweg betrachteten –, dieses Lernen trug wohl christlicherseits dazu bei, neue Fragen zu stellen, Vertrautes zu hinterfragen und über die eigenen Grenzen hinauszugehen. Es ist denn wohl kein Zufall, dass Hebräisch – wie ausdrücklich in Basel – damit auch zu einem Mittel in den reformatorischen Aufbrüchen und Erneuerungen der Kirchen wurde.

Leider bedeuteten solch durchaus gegenseitige Interaktionen aber nicht, dass mit dem Lernen von jüdischen Lehrern und auch von jüdischer Tradition eine positive Sicht auf das Judentum erfolgte oder gar Respekt für das Judentum über den Respekt für einzelne Lehrer hinaus einherging. Die Erwartungen der christlichen Schüler waren, wie das Beispiel Luther zeigt, weiterhin geprägt von der Überzeugung der letztlich universal für alle geltenden christlichen Wahrheit, wenn jetzt auch in der Form der protestantisch reformierten Kirchen.

Die Lernwege blieben geprägt von asymmetrischen Machtverhältnissen – auch nach Luther und den Reformatoren – trotz verschiedener hoffnungsvoller Ansätze und wichtiger Entwicklungen. Erst nach der Katastrophe, der Shoah, begannen wirkliche Lernbegegnungen, weil Jüdinnen und Juden, treu ihrer Tradition, nicht aufgehört haben, auch im Angesicht der Shoah bereit zu sein zu lernen. Damit eröffnete sich christlichen Gesprächswilligen die Chance, doch noch wahrhaft und wirklich als Lernende herausgefordert zu werden. Die Grund-

lagen dafür, Lernwege zu gehen in Respekt auch vor der Differenz, im Wagnis der Offenheit für Unerwartetes und auch grundlegend Bewegendes, sind aber erst gerade in den letzten Jahren geschaffen worden: mit der Etablierung der ersten und bisher weltweit einzigen School of Jewish Theology an einer staatlichen Universität in Potsdam und der lange überfälligen Absage an die Judenmission der EKD im November 2016. Damit hat der Lernweg der Begegnung mit den anderen auf Augenhöhe eigentlich erst begonnen.

Selbstverständlich haben dazu die Anstrengungen vieler Gesprächskreise seit 1945 maßgeblich beigetragen. Das war der Anfang, der notwendige. Damit wurde die unentbehrliche Grundlage geschaffen, auf der jetzt weitergebaut werden kann und muss. Jetzt steht es an, Wege des respektvollen Miteinanders auf Augenhöhe auch in institutionellen Kontexten zu suchen. Zu lernen, auch kritischen und tiefgehenden Fragen nicht aus dem Weg zu gehen, und es zu wagen, sich herausfordern zu lassen in der Differenz. Das heißt, den anderen wirklich ernst zu nehmen und zu respektieren in der Begegnung. Sich einander zuzumuten auch im gegenseitigen Hinterfragen, ist Teil des Lernwegs, der als Weggefährte gegangen sein will.

Und da stehen wir ja erst in den Anfängen, wie die jüngsten Diskussionen zu Orten theologischer Reflexion in Ber-

„Zu lernen, auch kritischen und tiefgehenden Fragen nicht aus dem Weg zu gehen, und es zu wagen, sich herausfordern zu lassen in der Differenz. Das heißt, den anderen wirklich ernst zu nehmen und zu respektieren in der Begegnung.“

lin und Potsdam deutlich zeigen. Dass in Potsdam jüdische Theologie gelehrt wird und dass im Zuge dieser einzigartigen Entwicklung nun ein Forum der Religionen die Vernetzung aller religionsbezogener Disziplinen in Potsdam und darüber hinaus ermöglichen soll, ist ein hoffnungsvolles und zukunftsweisendes Signal. Ein neuer Anfang der Herausforderung beginnt gerade eben. Hillels Herausforderung „Nun gehe hin und lerne“ ist aktueller denn je. Sie ist getragen von Hoffnung.



Die Kinder der Sonntagsschule der Jüdischen Gemeinde der Stadt Potsdam stellen sich mit einem Tanz vor.

Das Begegnungscafé Babelsberg berichtet von seiner Arbeit mit Geflüchteten.



Herausgeber: Landtag Brandenburg,
Referat Öffentlichkeitsarbeit

Fotos: Landtag Brandenburg/Stefan Gloede

Satz und Druck: Bonifatius GmbH, Paderborn

Diese Publikation wird vom Landtag Brandenburg im Rahmen der parlamentarischen Öffentlichkeitsarbeit herausgegeben. Die Abgabe ist kostenfrei. Der Weiterverkauf ist nicht gestattet. Eine Verwendung zum Zwecke der Wahlwerbung ist unzulässig.



LANDTAG
BRANDENBURG

Landtag Brandenburg

Alter Markt 1, 14467 Potsdam

Telefon 0331 966-0

Fax 0331 966-1210

post@landtag.brandenburg.de

www.landtag.brandenburg.de